

Konrad Kardinal von Preysing (1880–1950)*

Als am Weihnachtstag 1945 mit der Ankündigung eines Kardinalsschubs auch die Namen dreier deutscher Purpurträger veröffentlicht wurden, da erklärte die Wahl des Erzbischofs Frings¹ von Köln festes Herkommen, diejenige Graf Galens², des „Löwen von Münster“, sein Auftreten gegen Hitlers Gewaltherrschaft, allein die Ernennung des Berliner Bischofs von Preysing weckte verwundertes Fragen. Daß interne, ja persönliche Momente bei dieser nicht unmittelbar verständlichen Auszeichnung mitgesprochen hatten, konnte ahnen, wer sich der besonderen Bindungen erinnerte, die der zeitweilige Gleichlauf der Lebensbahnen zwischen dem Pacelli-Papst³ und Konrad von Preysing gestiftet hatte. Dennoch fehlte nicht das sachliche Fundament⁴.

I

Auf dem Stammsitz der Preysing, dem zwischen Landshut und Moosburg gelegenen Schloß Kronwinkl, wurde Konrad von Preysing-Lichtenegg-Moos am 30. August 1880 geboren⁵. Er war das vierte in einer Schar von elf Kindern, die der Ehe des Grafen Kaspar von Preysing (1844–1897) und seiner Gattin Hedwig, einer geborenen Gräfin von Walterskirchen (1849–1938), entstammten. Alteingesessener Adel, hatte das Geschlecht der Preysing in der Geschichte Bayerns im Dienst für Krone und Kirche eine ehrenvolle Rolle gespielt. Als Zentrumsabgeordneter im Reichstag (1882–1890) hatte Konrads Vater die Linie öffentlich-politischen Wirkens weitergeführt, bevor er, erst 53jährig, seiner Familie durch den Tod entrissen wurde. In die Verbindung mit dem bayerischen Grafen hatte die in Preßburg geborene Mutter neben ungarischem Temperament und österreichischem Charme, den genuinen Zugaben der Doppelmonarchie, eine reiche kulturelle Mitgift eingebracht. In einer unerschütterbaren Religiosität ruhend, war sie zielstrebig bemüht, ihren Kindern die Weite des eigenen Interessenhorizonts zu erschließen und ihnen den Zugang zu Literatur, Kunst und fremden Sprachen zu öffnen. Ungleich mehr als vom Gymnasium in Landshut, das ihm wegen seines religiösen Formalismus in unguter Erinnerung blieb, wurde Konrad durch die souveräne Geistigkeit seiner Mutter geprägt. Bei aller Aufgeschlossenheit galten als oberste Erziehungsmaximen Konsequenz und Ordnung, wodurch das Familienleben auf Kronwinkl in eine Atmosphäre des Lebensernstes getaucht war.

Mit dem Abiturzeugnis in der Tasche begann Graf Konrad 1898 in München das Jurastudium, nachdem er sich, in der Berufswahl noch unschlüssig, mit Mutter und

Onkel beraten hatte. Zwei Jahre später siedelte er nach Würzburg über, kehrte aber 1902 nach dem Referendarexamen zur praktischen Ausbildung wieder nach München zurück, wo er 1905 den Staatskonkurs „mit Auszeichnung“ bestand. Im Umgang mit Recht und Gesetz wurde der Preysing eigene Blick für das Wesentliche noch entwickelt und methodisch geschärft. Seine ersten juristischen Sporen verdiente er in einem Anwaltsbüro, wechselte aber 1906 in das Bayerische Staatsministerium des Äußern über, wo er als Ministerialpraktikant mit dem Geschäftsgang einer Regierungsbehörde vertraut wurde. Schon ein Jahr später fand er im Außendienst Verwendung, und zwar als Attaché an der bayerischen Gesandtschaft am Quirinal in Rom. Auf dem geschichtsdurchtränkten Boden der Ewigen Stadt konnte Preysing sich ganz der Leidenschaft hingeben, den Spuren der Vergangenheit nachzugehen. Hatte er es schon an der Familientafel in Kronwinkl im Gebrauch des Französischen und unter Anleitung der Mutter auch des Englischen zu beachtlicher Fertigkeit gebracht, so eignete er sich am Tiber auch die Grundzüge des Italienischen an. Noch nicht ein Jahr auf dem römischen Posten, bat er, „zur Überzeugung gekommen, daß mich meine Bestimmung dem geistlichen Beruf zuführt, mit Bedauern“ um den Abschied „aus einer mir liebgewordenen Carrière“, an die er die Erinnerung „an eine schöne, an interessanten Momenten reiche Zeit“ mitnahm⁶.

Zu seinem Zweitstudium ging er nach Innsbruck, dessen theologische Fakultät zu den angesehensten Bildungsstätten außerhalb Roms zählte. Im Theologenkonvikt Canisianum mit seiner international gemischten Studentenschaft traf er in Rektor Michael Hofmann SJ nicht nur einen Priesterbildner von Rang, sondern jene Erzieherpersönlichkeit, die ihn nach der Mutter am nachhaltigsten geformt hat. Im Canisianum bewegte sich Konrad von Preysing auf den Spuren seiner jüngeren Brüder Albert (1883–1946) und Joseph (1884–1961), die ebenfalls in Innsbruck ihre theologische Ausbildung erhalten hatten und bereits in der Erzdiözese München-Freising tätig waren, wobei der erstere in späteren Jahrzehnten als Stadtpfarrer von St. Martin in Landshut wirkte, der letztere dagegen als Stadtpfarrer von St. Vinzenz in München.

II

Bei der Priesterweihe am 26. Juli 1912 war der Spätberufene mit fast 32 Lebensjahren dem Kaplansalter bereits entwachsen. Nach dem Abschied von Innsbruck wurde Preysing ein Jahr später mit der Ernennung zum Sekretär des Erzbischofs von Bettinger⁷ sogleich ein Posten übertragen, der eine besondere Qualifikation erforderte. Der Auftakt war ein Omen. Denn Preysings weiterer Werdegang verlief einigermaßen am Rande der ordentlichen Seelsorge, und eine Pfarrstelle hatte er eigentlich niemals hauptverantwortlich zu versehen, wenn man von dem kurzen Zwischenspiel als Militärgeistlicher bei internierten deutschen Austauschgefangenen in der Schweiz im Herbst 1918 absieht.

Die Wahl des Münchener Oberhirten war mit Vorbedacht auf den im Berufsleben bereits bewährten jungen Adeligen mit dem klangvollen Namen gefallen. Mit behördlicher Verwaltungsarbeit vertraut, sprachenkundig und gesellschaftlich gewandt, sollte Konrad von Preysing einige der Eigenschaften ersetzen helfen, die der Erzbischof für ein Wirken in der Residenzstadt München persönlich nicht mitbrachte. Daß der Vollblutpraktiker Bettinger das Labyrinth höfischer Etikettenvorschriften ebenso wenig schätzte wie akademisches Parlieren, war ein offenes Geheimnis. Insofern ergänzten sich der Erzbischof und sein Sekretär ganz ausgezeichnet.

Vom Untergebenen allerdings forderte das Zusammenspiel ein gehöriges Maß an Entsagung. Da er sich völlig in Bettingers Arbeitsrhythmus einfügen hatte, erfreute sich der erzbischöfliche Sekretär oftmals einer geringeren Freiheit als mancher Kaplan. Nach dem plötzlichen Tod des Erzbischofs im April 1917 strebte darum Preysing noch während der Sedisvakanz auf einen selbständigen Posten. Einen ihm gemäßeren Rahmen hoffte er im Amt des Stadtpfarrpredigers bei St. Paul in München zu finden, nicht zuletzt um dort stärker als bisher seinen wissenschaftlich-literarischen Neigungen nachgehen zu können.

Noch immer war ja nicht schlüssig entschieden, ob er nicht doch dem Rat seiner Innsbrucker Lehrer folgen und einen Lehrstuhl etwa in Kirchengeschichte anstreben sollte. Nach der Dissertation (1913) über ein Thema aus der Patristik (Der Leserkreis der Philosophoumena Hippolyts) hatten kleinere Zeitschriftenaufsätze ein anhaltendes theologisches Interesse erkennen lassen, doch trug schließlich doch die mehr literarische Neigung den Sieg davon, was in einer Reihe sprachlich durchgefeilter Übersetzungen von asketischen Essays des englischen Oratorianers F. W. Faber sichtbaren Ausdruck fand. Nachdem es Preysing verstanden hatte, um die Kanzel in St. Paul einen festen Hörerkreis zu sammeln, wurde er Anfang 1921 von Erzbischof Faulhaber⁸ zum Prediger am Liebfraundom, der Münchener Kathedalkirche, bestellt. Im Unterschied zu der weitausladenden Architektonik Faulhaberscher Predigten pflegte Preysing einen Verkündigungsstil, der unter Verzicht auf rhetorische Mittel klar, nüchtern und bündig sein wollte, wie es dem Wesen des Predigers entsprach.

Mit dem Eintritt ins Domkapitel und in die Diözesanverwaltung, wo ihm die noch junge Sparte für Presse, Film und Rundfunk übertragen war, endete im Mai 1928 in Preysings Priesterlaufbahn ein Wirkensabschnitt mit ausgeprägt kontemplativem Akzent. Doch ebenso wie zuvor Kardinal Bettinger hatte der seit 1917 in der bayerischen Metropole amtierende Nuntius Eugenio Pacelli Preysings hohe Befähigung für das Diplomatenhandwerk erkannt, so wenig dieser selbst ins Rampenlicht drängte, und sich in den zwanziger Jahren wiederholt der diskreten Assistenz des Grafen bei offiziellen Besuchen in der Reichshauptstadt versichert. Auch im Münchener Domkapitel sollte sich der Neuling durch kritischen Selbststand unversehens Respekt verschaffen. War es bis dahin Verhaltensnorm für Ordinariatssitzungen mit dem Kardinal, daß die Domherren „still wie die Hühner auf ihren Stangen“ saßen, um vor Faulhabers hoheitsvoller Kälte zu erstarren, so bedeutete es eine Sensation, als

Preysing dem Kardinal einmal zu widersprechen wagte. So ungewöhnlich war der Mut zu einer Gegenmeinung, daß Preysing nach der Sitzung von allen Seiten beglückwünscht wurde⁹.

Als Nuntius Pacelli 1930 zum Kardinalstaatssekretär aufrückte, konnte er nach zwölfjähriger Wirksamkeit in Deutschland detaillierte Personalkenntnisse mit nach Rom nehmen. Sie sprachen im Vatikan zweifellos entscheidend mit, als im Sommer 1932 der Münchener Domkapitular von Preysing zum neuen Bischof von Eichstätt ernannt wurde. „In verbo tuo“ wollte der Berufene den Hirtenstab des hl. Willibald ergreifen. Aus dem Wappenspruch klang der Gehorsam gegenüber dem Auftrag, das Bangen vor der Verantwortung und das Vertrauen auf den Beistand von oben.

III

Bischofsweihe und Inthronisation am 28. September 1932 in Eichstätt fielen in die Agonie des Staates von Weimar. Die ersten Bischofskonferenzen, an denen Preysing im April 1933 in Regensburg und Ende Mai in Fulda teilzunehmen hatte, waren Sondertagungen und galten vorab den durch Hitlers Machtergreifung aufgeworfenen Problemen. Zu einem Zeitpunkt, wo die Urteile über die NS-Bewegung noch durcheinanderwogten, bewahrte der Bischof von Eichstätt nicht nur kühlen Kopf, sondern wies bereits hellsichtig auf die Bedrohung hin, die der Kirche und ihren Gläubigen aus Hitlers Alleinherrschaft erwachsen werde. Ohne sich von der Beschwichtigungsformel der „Übergangsschwierigkeiten“ beeindrucken zu lassen und in der Gewißheit des unvermeidbaren Konflikts, plädierte er auf der Vollversammlung des deutschen Episkopats in Fulda für eine eindeutige Abgrenzung gegenüber den ideologischen Grundlagen des Revolutionsregimes.

Von solcher Skepsis konnte ihn auch der Abschluß des Reichskonkordats (20. Juli 1933) nicht befreien. Inmitten einer Welle von Gewalttätigkeiten gegen den „politischen Katholizismus“ in Bayern legte er dem Kardinalstaatssekretär die Frage vor, „ob bei dem tatsächlichen Mangel einer jeden Rechtsgrundlage“ ein Konkordat überhaupt möglich sei¹⁰. Während andere Oberhirten dem Totalitätsanspruch des NS-Staats mit Kompromissen zu begegnen suchten, hielt Preysing eben das für verhängnisvoll und predigte statt dessen sein „Principiis obsta!“

Damit erwies sich die Haltung des Bischofs der kleinen Diözese Eichstätt schon in den turbulenten Sommermonaten des Revolutionsjahres 1933 als geradliniger, grundsatzfester und weitblickender als diejenige anderer Mitglieder des deutschen Episkopats. Mißtrauisch gegen leichtgläubigen Optimismus in den eigenen Reihen, hörte Preysing nicht auf, warnend über den Tag hinauszudeuten. Kriterium für den Verständigungswillen der Gegenseite war für ihn deren Bereitschaft zu einem Waffenstillstand. Solange dafür auch bescheidenste Anzeichen fehlten, leitete ihn das Gebot äußerster Distanz zum nationalsozialistischen Einparteistaat.

Als vor der Saarabstimmung im Januar 1935 kein anderer als der sonst so standfeste Bischof von Münster zu diesem nationalen Ereignis eine Episkopatsäußerung anregte, widersprach Preysing mit dem Bedenken: „Können die Ordinarien, solange ihr Hirtenbrief verboten ist, staatsgefällige Kundgebungen erlassen?“¹¹ Der gleiche Differenzpunkt stand nach Hitlers Einrücken in das entmilitarisierte Rheinland im März 1936 wieder zur Debatte. Ohne sich durch Opportunitätserwägungen vom Kern der Sache ablenken zu lassen, fragte Preysing aus dem Wesen des Hirtenamtes heraus: „Haben wir Auftrag und Sendung, als Bischöfe autoritativ zu einer außenpolitischen Entwicklung Stellung zu nehmen?“¹²

Mit 210 000 Katholiken das kleinste deutsche Bistum, hielt sich die Diözese Eichstätt nicht nur von ihrem Umfang her in überschaubaren Dimensionen. Dank ihrer soziologisch und konfessionell homogenen Zusammensetzung, ohne das Einsprengsel einer Großstadt, abseits der Verwaltungszentren und darum frei von Gauleitern und Staatsministern, erfreute sich Preysings Sprengel einer relativ windgeschützten Lage, was nicht heißt, daß er die Verschärfung des Kirchenkampfes nicht zu spüren bekommen hätte.

Da drang Mitte 1935 in die Idylle von Eichstätt das Gerücht, Konrad von Preysing sei zum neuen Bischof von Berlin ausersehen. Darüber war niemand mehr bestürzt als der in seinem Bistum eben heimisch gewordene Oberhirte. Dem Kardinalstaatssekretär bekannte er nicht bloß, daß er seine Diözese „nur mit tiefstem Kummer“ verlassen würde, sondern auch die Befürchtung, „nicht der Mann mit den eisernen Nerven“ zu sein, „der in dieser Stunde diesen Posten gut ausfüllen könnte“¹³. Ebenso eröffnete er Nuntius Orsenigo¹⁴ die Sorge, „es möchte eine unglückselige Wahl für Berlin getroffen werden“¹⁵. Nun mußte Preysing nicht nur an seinen Hang zu Reflexion und Analyse denken, um vor der Bischofsverantwortung „an dem exponiertesten Punkt in Deutschland“ zurückzuschrecken. Durch den Wahlentscheid des Berliner Domkapitels waren aber inzwischen die Würfel zugunsten seiner Berufung in die Reichshauptstadt bereits gefallen.

IV

Daß ihm dort von Regierungsseite ein frostiger Wind entgegenschlagen würde, wurde schon deutlich, als sämtliche geladenen Reichsbehörden der kirchlichen Inthronisationsfeier am 31. August 1935 fernblieben, wobei Kirchenminister Kerrl und Erziehungsminister Rust die Teilnahme unter ausdrücklichem Hinweis auf die Publizierung des letzten Fuldaer Hirtenbriefs abgelehnt hatten. Den Antrittsbesuch des Berliner Oberhirten in der Reichskanzlei am 23. Oktober 1935 bestritt Hitler in der von ihm bevorzugten Monologform, die den Gesprächspartner gar nicht erst zu Wort kommen ließ. Dieser wiederum verschloß sich mit Erfolg Hitlers legendärer Suggestionskraft, eine Abwehrhaltung, die dem Diktator nicht entging, die er nicht

verzieh und den Besucher entgelten ließ, indem er Preysing in den Tischreden des Führerhauptquartiers als „absolutes Rabenaas“ titulierte.

Der Kurie hatte sich Konrad von Preysing für Berlin nicht zuletzt wegen seiner Erfahrungen im diplomatischen Dienst als Unterhändler empfohlen. Welche Funktion ihm der Vatikan in dieser Phase der Nachkonkordatsentwicklung zugeordnet hatte, war der Weisung des Kardinalstaatssekretärs zu entnehmen, der Episkopat „möge alles daransetzen, um in der Öffentlichkeit den Anschein passiven Zuwartens zu vermeiden und die Regierung zu zwingen, die Verhandlungen entweder zu beginnen oder in unmißverständlicher Weise abzulehnen“¹⁶. Wenige Monate vor Preysings Amsantritt hatte sich der neuernannte Kirchenminister Kerrl¹⁷ im Berliner Regierungsviertel niedergelassen und in naiver Überschätzung des ihm überlassenen Einflußbereichs Initiativen entfaltet, die auch in kirchlichen Kreisen vorsichtige Hoffnungen weckten. Nur allzu schnell sollte sich jedoch die Zurückhaltung des Berliner Bischofs als berechtigt erweisen. Was die Vorbesprechungen über die Respektierung des Existenzrechts, wie es das Konkordat den katholischen Vereinen garantierte, an den Tag brachten, war die unverminderte Entschlossenheit des Regimes, die kirchlichen Organisationen auszulöschen.

Unabhängig von den Scheinverhandlungen des Kirchenministers sah sich Preysing vom ersten Tag an als Nachfolger von Bischof Bares¹⁸, der in der Fuldaer Konferenz das Pressereferat verwaltet hatte, in einen Brennpunkt der Auseinandersetzung mit dem NS-Staat gestellt. Die Kirche publizistisch mundtot zu machen und ihre Organe in Akklamationsinstrumente umzufunktionieren, war eines der Hauptziele von Goebbels' Medienpolitik, dem er sich durch abgestufte Knebelungsmaßnahmen in Etappen näherte. Nachdem solchen schlecht getarnten Unterdrückungspraktiken im Frühjahr 1935 die letzten katholischen Tageszeitungen erlegen waren, kam Preysing gerade zurecht, um in die Auseinandersetzung um das Überleben der kirchlichen Zeitschriftenpresse einzugreifen. In Domkapitular Heufers¹⁹ und Domvikar Adolph²⁰ standen ihm zwei Sachbearbeiter zur Seite, die nicht nur mit den Machenschaften einer totalitären Presselenkung von Anfang an vertraut waren, sondern auch in der Abwehrstrategie mit ihrem Bischof einig gingen.

Kaum war Preysing nach Berlin übersiedelt, als auch schon die ersten Schläge fielen. Im Oktober 1935 wurde Bischof Legge unter der Anklage von Devisenvergehen verhaftet, die Administration der Diözese Meißen dem Nachbarbischof Preysing übertragen. Ende November nahm die Gestapo einen seiner Mitarbeiter, den Leiter der bischöflichen Informationsstelle, Domkapitular Banasch, in „Schutzhaft“. Der vatikanischen Direktive gehorchend, auf die Beendigung des undurchsichtigen und für das Kirchenvolk demoralisierenden Schwebezustands hinarbeiten, wollte Preysing nicht der Notwendigkeit ausweichen, aus dem Leerlauf der bis 1937 geübten Eingabepolitik, die in Kardinal Bertram²¹ einen ebenso kundigen wie starrsinnigen Verfechter besaß, praktische Folgerungen ziehen. Die Ineffizienz interner bischöflicher Vorstellungen zu beobachten, mochten sie sachlich, juristisch und psychologisch noch

so fundiert sein, hatte er in dem vergeblichen Dauerprotest gegen die Abwürgung der kirchlichen Zeitschriften ausgiebig Gelegenheit. Als einer der Oberhirten mit den wenigsten Dienstjahren verfügte Preysing jedoch nicht über eine aussichtsreiche Position, den Vorsitzenden des deutschen Episkopats zu einer Haltungsänderung zu bewegen. Daß schließlich kein Geringerer als der Papst mit der überholten konventionellen Verteidigungstaktik brach, indem er in der Enzyklika „Mit brennender Sorge“ vor der Weltöffentlichkeit mit der nationalsozialistischen Religionspolitik abrechnete, befreite den Berliner Bischof von dem Verdacht einer Außenseiterstellung und ermutigte ihn, die Linie des öffentlichen Protests weiterzuverfolgen. Während der Konzipierungsphase gehörte er im Januar 1937 selbst zu den fünf deutschen Oberhirten, die Pius XI. an sein Krankenbett gerufen hatte, um sich aus erster Hand über den Ernst der kirchenpolitischen Situation im NS-Staat zu informieren. Die Auswahl der Berichterstatter war aufschlußreich. Daß der Papst neben den drei aus Ranggründen zu berufenden Kardinälen mit Preysing und Galen die Befürworter einer überlegten Vorwärtsverteidigung hören wollte, sprach für sich selbst. Aus der klaren Option Pius' XI. Konsequenzen zu ziehen, das Erscheinen des Weltrundschreibens als eine Zäsur und den Übergang zu einer neuen Abwehrphase zu deuten, war Kardinal Bertram dennoch nicht bereit. Das wurde Preysing spätestens auf der Fuldaer Plenarkonferenz im August 1937 bewußt, als der Vorsitzende durch Ausweichmanöver alle Bemühungen um einen gemeinsamen Hirtenbrief im Sinne der Enzyklika vereitelte. Von da ab begann der Gegensatz zwischen Berlin und Breslau schärfere Umrisse anzunehmen.

Ende Oktober 1937 zog sich Preysing von weiteren Verhandlungen in Schulangelegenheiten mit der Begründung zurück, daß er es für verhängnisvoll halte, „Friedensverhandlungen zu führen, wenn kein Waffenstillstand vom Gegner gewährt wird“²². Zugleich erläuterte er dem Breslauer Kardinal in einem von Walter Adolph ausgearbeiteten Memorandum²³ die Notwendigkeit einer Gegenwehr, die den Gegebenheiten und der Mentalität des SS-Staats Rechnung trage. Dazu forderte er den Verzicht auf Scheinverhandlungen, die nichts einbrächten und dem Ansehen des Episkopats nur schaden, Abkehr von jeder Als-ob-Politik, um statt dessen die flagranten Konkordatsverletzungen und die dafür Verantwortlichen beim Namen zu nennen. Denn Öffentlichkeit und Massenreaktion seien die einzigen Faktoren, durch die das Regime zu beeindrucken sei, und nur mit bewiesener Macht könne gegenüber diesem Gegner etwas erreicht werden. Wie vorauszusehen, stießen die Berliner Anregungen in Breslau auf entschiedene Ablehnung.

Mit der Verwirklichung des Vorschlags, kirchenfeindliche Aktionen nicht noch durch diskretes Schweigen verdecken zu helfen, sondern ihnen im Kirchenvolk die gebührende Publizität zu verschaffen, ging Preysing im eigenen Diözesanbereich voran. Wie andere Oberhirten ließ er im Herbst 1938 die gewaltsame Vertreibung des Rotenburger Bischofs Sproll²⁴ aus seinem Bistum von der Kanzel verkünden²⁵. Einen Monat später unterrichtete er seinen Klerus über die Ausschreitungen gegen Kardinal

Innitzer²⁶ und über die eigene Solidaritätsbekundung²⁷ gegenüber dem Wiener Erzbischof.

V

Um das Übergewicht des Breslauer Einflusses auszugleichen und den Gesamt-episkopat an der Gestaltung des kirchenpolitischen Kurses stärker zu beteiligen, regte Preysing den fallweisen Zusammentritt eines engeren Konferenzausschusses an. Das hätte nicht nur die in Krisensituationen immer wieder geforderte schnelle Beschlußfassung ermöglicht, sondern auch den zwischen den alljährlichen Plenarkonferenzen praktisch uneingeschränkten Ermessensspielraum des Konferenzvorsitzenden institutionell begrenzt. Von Bertram scheinbar gefördert, verlief der Antrag zur Schaffung eines beweglicheren Entschließungsorgans im Sand.

In eben dieser bis dahin vernachlässigten Frage, wie weit der Episkopatsvorsitzende die Zustimmung der Konferenzmitglieder zu gemeinsamen Schritten stillschweigend präsumieren dürfe, trieb der Gegensatz Berlin-Breslau schließlich zum Konflikt. Anlaß war der Text einer Glückwunschadresse, die Bertram im April 1940 im Namen der deutschen Bischöfe, aber ohne vorherige Autorisierung zu Hitlers Geburtstag abgesandt hatte. Über einzelne Formulierungen, zu denen sich der Kardinal verstanden hatte, war Preysing so bestürzt, daß er ernstlich erwog, aus der Fuldaer Bischofsgemeinschaft auszuscheiden. Wenn er höheren Rücksichten zuliebe schließlich nur das Pressereferat an den Vorsitzenden zurückgab, so war auch das eine unübersehbare Distanzierung. Selbst der sonst weithin mit Breslau konform gehende Bischof Berning²⁸ von Osnabrück meinte, mit seinem Alleingang habe der Kardinal dem Episkopat alle Waffen aus der Hand geschlagen. Mochten so manche Oberhirten Preysings Schlußfolgerung teilen, mit der Hitlergratulation sei Bertram als Konferenzvorsitzender unmöglich geworden, so behielten nach einer dramatischen Szene auf der Plenartagung im August 1940 pragmatische Überlegungen doch die Oberhand. Dennoch war der Riß im Episkopat jetzt Tatsache und Preysing als Widerpart des Konferenzvorsitzenden für die Versammelten erkennbar hervorgetreten. Um ihn herum gruppierten sich fortan diejenigen Oberhirten, die eine energischere Abwehrhaltung befürworteten. Solange jedoch Bertram die Zügel in der Hand behielt, und er tat dies, auch wenn er ab 1942 krankheitshalber der Jahrestagung fernbleiben mußte, dauerte die Führungskrise im deutschen Episkopat an.

In den Prüfungen, welche die Radikalisierung von Hitlers Herrschaft nach Kriegsausbruch und die Auseinandersetzungen um ein wirksameres Verteidigungskonzept mit sich brachten, fand Preysing einen Rückhalt in dem Briefwechsel, der sich nach Pacellis Thronbesteigung im März 1939 zwischen dem Papst und dem Bischof von Berlin entwickelte. Aus der Veröffentlichung²⁹ des auf den Papst entfallenden Teils der Korrespondenz Pius' XII. mit Mitgliedern des deutschen Episkopats wird nicht nur klar, daß Preysing mit 18 Antwortschreiben der mit Abstand bevorzugte Briefpartner

des Papstes gewesen ist, sondern darüber hinaus, daß er seinerseits zwischen April 1939 und Juni 1944 nicht weniger als über 80 Briefe an Pius XII. gerichtet hat. Daß dieser nach Frequenz und Intensität einzigartige Dialog nicht rein amtlich motiviert war, vielmehr auf einem sehr persönlichen zwischenmenschlichen Vertrauensverhältnis beruhte, liegt auf der Hand. Zwar kann die Dichte dieses Informationsstroms nicht an der regelmäßigen Berichterstattung der Berliner Nuntiatur gemessen werden, da deren Umfang noch nicht überschaubar ist, doch wogen im Urteil des Papstes die Mitteilungen Preysings zweifellos schwerer als die Rapporte Orsenigos, zumal sich dieser den ungewöhnlichen Anforderungen seines Postens immer weniger gewachsen zeigte. Das wurde nach dem Ende der Tyrannis offenkundig. Denn mit dem Kardinals-purpur wurde der Bischof von Berlin ausgezeichnet und nicht der ob seiner Über-gehung tiefunglückliche Nuntius. Aus der Sicht Pius' XII. war es also Preysing, der die Bewährung in Hitlers Reichshauptstadt bestanden hatte und nicht Cesare Orsenigo.

Für den Austausch von Freundlichkeiten war der Zeithintergrund zu beklemmend. Inmitten der Judendeportationen drang 1943 aus einem Brief des Berliner Bischofs „die letzte Hoffnung so vieler und die innige Bitte aller Gutdenkenden“ an das Ohr des Papstes, noch einmal zu versuchen, „für die vielen Unglücklich-Unschuldigen ein-zutreten“³⁰. In Berlin selbst hatte Preysing zur Betreuung der Verfolgten und Ge-ächteten das „Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat“ ins Leben gerufen. Dessen erster Leiter, Dompropst Bernhard Lichtenberg³¹, mußte sein Eintreten für die Juden mit Gefängnishaft und Tod büßen. Um nicht neuerdings einen seiner Domherren zu gefährden, stellte sich der Bischof selbst an die Spitze der argwöhnisch überwachten Hilfseinrichtung.

Enge Kontakte unterhielt die Widerstandsgruppe des Kreisauer Kreises zum Bischof von Berlin. Von Herbst 1941 an empfing Preysing Graf Helmut von Moltke, den Initiator und führenden Kopf dieser für die Nach-Hitler-Ära planenden Regime-gegner, wiederholt zu ausgedehntem Meinungsaustausch. Auch Claus von Stauffen-berg war einmal sein Gesprächspartner. Von dem Attentat am 20. Juli 1944 wurde Preysing jedoch überrascht und war bei der ersten Nachricht nicht frei von Zweifeln, ob der Versuch einer gewaltsamen Beseitigung des Diktators moraltheologisch hin-reichend gedeckt sei.

VI

Hier regte sich dann ein Problembewußtsein, dem Urteil und Entschluß nicht leicht-fielen. Von der Wirklichkeit oftmals verblüffend bestätigt, erwies sich ein Einfüh-lungsvermögen von hoher Sensibilität ebenso sehr als Hilfe wie als Last. So schärfte es zwar Preysings Blick für die Vielschichtigkeit eines Sachverhalts, ließ ihn aber andererseits auch die Risiken eines zu fassenden Entschlusses in aller Schwere empfinden. Da war sein Vetter, der Bischof von Münster, eine weit weniger komplizierte Natur.

Wo Graf Galen einem unwiderstehlichen katholischen Impuls gehorchte, da plagten den Analytiker Preysing tausend bedenkenswerte Gesichtspunkte. Die Gespaltenheit des Intellektuellen war ihm nicht fremd und machte ihm die Entschlußbildung oft zur Qual. Mit dem Vorherrschen der Verstandeskräfte hat es zu tun, wenn der Wille das von der Einsicht Gebotene bisweilen nicht einzuholen vermochte.

Da konnte es dann wie im März 1942 geschehen, daß der Berliner Bischof aus einer gemeinsamen Hirtenbriefaktion plötzlich ausscherte und zur Enttäuschung der Gesinnungsfreunde inner- und außerhalb des Episkopats einen Sonderweg einschlug. Wenn er Galen einmal anvertraute, im Grunde „die Natur einer Rehgeiß“ zu haben³², dann war das nicht nur ein Bescheidenheitsgestus, sondern ehrliche Selbsterkenntnis. Solcher Anwandlungen Herr zu werden, verlangte nicht weniger Charakterstärke, als sie der Bischof von Münster an den Tag legte. So direkt und unverblümt wie dieser etwa den Massenmord an den Geisteskranken beim Namen zu nennen, war dem Berliner Bischof nicht gegeben. Aber auch wo seine Verurteilung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen auf dem Boden des Grundsätzlichen blieb, erforderte das in einem vom Meinungsterror beherrschten System ungewöhnlichen Mut. Das begriffen die Hörer von Preysings unpathetischen Bekenntnissen für Menschenwürde und Rechtsgleichheit mit ihren geschärften Sinnen ebensogut wie Propagandaminister Goebbels, der sich den Bischof von Berlin für den Tag der Endabrechnung als „Hetzer gegen die deutsche Kriegführung“ vormerkte.

Von Brandbomben getroffen, wurde die Hedwigskathedrale, „das älteste Denkmal des wiedererwachten katholischen Lebens in Berlin“ (Preysing), am 1. März 1943 ein Raub der Flammen. Im Bombenhagel einer Novembernacht des gleichen Jahres sanken das Ordinariatsgebäude und die Bischofswohnung in Trümmer. Preysing selbst verlor alle Habe und suchte Zuflucht im benachbarten Keller von Rosenbergs Ostministerium. Als die Eroberer von Berlin 1945 wie eine Geißel über die Zivilbevölkerung herfielen, war auch der Bischof am Ende seiner Kraft. Fast apathisch versank er in einer tiefen Niedergeschlagenheit. Angesichts der Kriegsverwüstungen und der Aufspaltung des Diözesanterritoriums in eine Viersektorenstadt mit sowjetisch besetztem Umland bezweifelte er beim Ziehen einer ersten Bilanz die Lebensfähigkeit seines Bistums.

Die Nöte der Menschen, für die er bestellt war, riefen ihn wieder in Gegenwart und Wirklichkeit zurück. Doch in der russischen Besatzungszone wurde das Aufatmen über das Aufhören der Feindseligkeiten und den Zusammenbruch des NS-Regimes nicht nur überschattet von der Sorge um das Lebensnotwendige. Ebenso illusionslos wie im „Dritten Reich“ stellte sich Preysing der Erkenntnis, daß die militärische Besetzung trotz aller Härten nicht wie im Westen Deutschlands am Ende doch Befreiung bedeutete, sondern nur zu einer Zwangsherrschaft unter anderem Vorzeichen überleitete. „Zwischen Roter Armee und Sozialistischer Einheitspartei“³³ hatte der Bischof von Berlin gegen die gleichen Bedrängnisse anzukämpfen wie im NS-Staat. Ebenso entschieden wie unter Hitler erhob er seine Stimme gegen Unfreiheit und Rechtswillkür. Am 21. Dezember 1950, wenige Wochen nach der Verwandlung

der russisch besetzten Zone in ein Staatsgebilde unter sowjetischem Patronat, starb der erste Kardinal von Berlin.

Vom Erstaunen, das Preysings Berufung ins Kardinalskollegium Ende 1945 allenthalben hervorrief, zu der Vermutung, daß sie als Äußerung einer sehr persönlichen Wertschätzung des Papstes zu verstehen sei, war nur ein Schritt. Worauf die Hochachtung Pius' XII. gründete, blieb jedoch weiter im dunkeln und erst die Publikation seiner Briefe an den deutschen Episkopat hat das Sachfundament freigelegt. Erst auf dem Hintergrund des Briefwechsels zwischen dem Pacelli-Papst und dem Bischof von Berlin wurde offenbar, wem die Auszeichnung mit der Kardinalswürde letztlich gegolten hat: dem nüchternen Analytiker, dem unaufdringlichen Mentor, dem standhaften Vorposten im Machtzentrum des braunen Totalitarismus.

Auf den Spuren Pius' XII. wurde Konrad von Preysing von einer aktenkundigen Nachwelt inzwischen manch später Lorbeer auf das Grab gelegt, wie wenn an seinem Andenken eine Unterschätzung wiedergutzumachen wäre. Und in der Tat ist er unter den Deutschen der Hitlerzeit eine höchst seltene, im Kreis des Episkopats gar eine einmalige Erscheinung. Von keinem „Anschluß“ oder Blitzkrieg geblendet, von keinem Blick ins Führerauge aus der Balance gebracht, durch keine Loyalitätsskrupel verwirrt, hat er wie ganz wenige seiner Landsleute dem Nationalsozialismus von Anfang hinter das Visier geschaut und sich in seiner radikalen Ablehnung durch nichts und niemand beirren lassen. Die Geradlinigkeit seines Urteils ist ebenso bewundernswürdig wie die Unbestechlichkeit seiner Gesinnung. Nicht weniger glänzt er durch andere Gaben, die ihn für eine Führerrolle im Kirchenkampf zu prädestinieren schienen: illusionslose Wirklichkeitsbetrachtung, ausgreifendes, konstruktives Planen, instinktsicheres Einfühlen in Wesen und Ziele des Gegners, phantasievolles Erfassen begrenzter Abwehrmöglichkeiten; mit einem Wort ein geborener Stratege, ein Moltke geradezu inmitten kriegsunkundiger Oberhirten, aber dennoch kein Feldherr und zudem wie Moltke ein großer Schweiger.

Der Nimbus des einen Gerechten, in dessen Nein sich nie ein halbes Ja mischte, darf nicht unvergessen machen, was auch die Fairneß gegenüber Preysings Mitwelt gebietet, daß nämlich seine Größe erst aus den Akten aufersteht. Das deutet darauf hin, daß seine historische Wirksamkeit durchaus begrenzt und damit vergleichbar ist. Als Gegenpol zu Bertrams Überbedenklichkeit und Hinnahmebereitschaft, als geistiger Mittelpunkt der gegen den Kurs des Zuwartens Aufbegehrenden gebührt ihm innerhalb des deutschen Episkopats der Hitlerzeit ein eigentümlicher und hervorragender Platz. Daß es nicht der erste sein kann, verlangt so die Gerechtigkeit, die über den Denker den Täter stellt, und die darum Konrad von Preysing nicht neben, sondern hinter seinen Vetter und Kampfgefährten rückt, den Bischof Clemens August von Galen in Münster.

ANMERKUNGEN

* Im Matthias-Grünwald-Verlag (Mainz) erscheint demnächst ein zweiter Band „Zeitgeschichte in Lebensbildern“, dessen Herausgabe wiederum R. Morsey besorgte; zu dem 1972 erschienenen ersten Band vgl. diese Zschr. 191 (1973) 567 ff. In insgesamt 16 Kurzbiographien werden unter anderen folgende Persönlichkeiten aus dem deutschen Katholizismus der letzten 50 Jahre vorgestellt: K. Adenauer, M. Faulhaber, I. Herwegen OSB, F. v. Papen, C. A. v. Galen, W. Gurian, F. Muckermann SJ und G. Schreiber. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags bringen wir hier einen durch Anmerkungen ergänzten Beitrag unseres Mitarbeiters als Vorabdruck.

¹ Josef Frings (geb. 1887), 1942–1969 Erzbischof von Köln, 1945–1965 Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz, 1946 Kardinal.

² Clemens August Graf von Galen (1878–1946), 1933 Bischof von Münster, 1946 Kardinal.

³ Eugenio Pacelli (1876–1958), 1914 Unterstaatssekretär im Päpstlichen Staatssekretariat, 1917 Titularerzbischof, 1917–1925 Apostolischer Nuntius in München, 1920–1929 in Berlin, 1929 Kardinal, 1930 Kardinalstaatssekretär, 1939 Papst Pius XII.

⁴ Über das römische Echo, die Vorgeschichte der deutschen Kardinalsernennungen und die den Papst dabei bestimmenden Überlegungen berichtete P. Robert Leiber SJ (1887–1967), seit 1924 im Dienste Pacellis, dem Berliner Bischof folgendes (Leiber an Preysing, 7. Januar 1946. Sammlung Adolph): „Die Wahl, die der Hl. Vater getroffen hat, rief, wie ich Euer Exzellenz nicht noch zu sagen brauche, überall stärksten Widerhall hervor. Das deutsche Element in allen, die uns nahestehen oder die Verhältnisse in Deutschland kennen, sind [!] über die Berufung von drei und dieser drei Hochwürdigsten Bischöfe beglückt. Ich darf Euer Exzellenz vertraulich mitteilen, daß Berlin und Köln für Seine Heiligkeit von vornherein feststanden, Berlin jedenfalls, seitdem Breslau vakant und in der unsicheren Zukunftslage ist, in die es die Ereignisse seit Frühjahr gebracht haben. Bis zum Abend vor der Bekanntgabe der neuen Kardinäle überlegte Seine Heiligkeit zwischen Bischof von Galen und dem Erzbischof von Freiburg. Den Ausschlag gab schließlich, daß der Name des Münsteraner Oberhirten in der ganzen Welt als Symbol bischöflichen Freimutes gilt. Papst Pius XII. wollte auch keinen Zweifel darüber lassen, daß er die damalige mutige Haltung des Bischofs von Münster ganz billigte.“ – Daß sich Pius XII. zwischen den Oberhirten von Münster und Freiburg nur zögernd schlüssig werden konnte, ja daß es diese Alternative überhaupt für ihn gab, mutet heute nicht weniger erstaunlich an als damals. Den Nuntius Pacelli hatte Conrad Gröber (1872–1948), 1931 Bischof von Meißen, 1932 Erzbischof von Freiburg, erstmals auf dem Katholikentag 1929 beeindruckt. Zwischen 1933 und 1945 hatte Gröber ähnlich wie Galen, obschon nicht mit der gleichen Lautstärke und Resonanz, dem NS-Staat gegenüber zwar auch eine klare Gegenposition bezogen, aber doch erst nach ebenso überflüssigen wie eigenwilligen Brückenbauversuchen, mit denen er im Herbst 1933 die Geschlossenheit des deutschen Episkopats durchbrochen hatte.

⁵ Ein erstes Lebensbild Preysings verfaßte zum 70. Geburtstag des Kardinals der Berliner Domherr B. Schwerdtfeger, Konrad Kardinal von Peysing (Berlin 1950). Wichtiges Quellenmaterial für eine Würdigung von Preysings Wirksamkeit in Berlin enthalten: Dokumente aus dem Kampf der katholischen Kirche im Bistum Berlin gegen den Nationalsozialismus, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Berlin (Berlin 1946), im folgenden zitiert: Dokumente; W. Adolph, Hirtenamt und Hitlerdiktatur (Berlin 1965), zitiert: W. Adolph, Hirtenamt; W. Adolph, Kardinal Preysing und zwei Diktaturen. Sein Widerstand gegen die totalitäre Macht (Berlin 1971), zitiert: W. Adolph, Kardinal Preysing.

⁶ Entwurf des Entlassungsgesuchs, ca. 20. April 1908. Geheimes Staatsarchiv München. Gesandtschaft Italien 376.

⁷ Franciscus von Bettinger (1850–1917), 1895 Domkapitular in Speyer, 1909 Erzbischof von München und Freising, 1914 Kardinal.

⁸ Michael von Faulhaber (1869–1952), 1911 Bischof von Speyer, 1917 Erzbischof von München und Freising, 1921 Kardinal.

⁹ Vgl. Aufzeichnung Adolfs, 14. Mai 1936. Sammlung Adolph.

¹⁰ Preysing an Pacelli, 3. Juli 1933. Druck: L. Volk, Kirchliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933 (Mainz 1969) Nr. 45.

¹¹ Vgl. Faulhaber an den bayerischen Episkopat, 30. Dezember 1934. Druck: L. Volk, Akten Kardinal Michael von Faulhabers, Bd. I: 1917–1934 (Mainz 1975) Nr. 458.

¹² Preysing an den deutschen Episkopat, 17. März 1936. Nachlaß Faulhaber.

- ¹³ Preysing an Pacelli, 4. Juni 1935. Druck: W. Adolph, Kardinal Preysing 23.
- ¹⁴ Cesare Orsenigo (1873–1946), 1922 Titularerzbischof und Internuntius im Haag, 1925 Apostolischer Nuntius in Budapest, 1930 in Berlin.
- ¹⁵ Preysing an Orsenigo, 4. Juni 1935. Druck: A. a. O. 23.
- ¹⁶ Pacelli an Preysing, 27. November 1935. Druck: A. a. O. 24.
- ¹⁷ Hanns Kerrl (1887–1941), 1933 preußischer Justizminister, 1935 Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten.
- ¹⁸ Nikolaus Bares (1871–1935), 1929 Bischof von Hildesheim, 1933 Bischof von Berlin.
- ¹⁹ Heinrich Heufers (1880–1945), 1931 Domkapitular in Berlin.
- ²⁰ Walter Adolph (1903–1975), 1961–1969 Generalvikar von Berlin.
- ²¹ Adolf Bertram (1859–1945), 1906 Bischof von Hildesheim, 1914 Bischof von Breslau, 1916 Kardinal, 1920–1945 Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz, 1930 Erzbischof.
- ²² Preysing an Bertram, 18. Oktober 1937. Druck: W. Adolph, Hirtenamt 136 f.
- ²³ Druck: W. Adolph, Hirtentamt 137–143.
- ²⁴ Joannes Baptista Sproll (1870–1949), 1927 Bischof von Rottenburg.
- ²⁵ Vgl. Dokumente 55 f.
- ²⁶ Theodor Innitzer (1875–1955), 1932 Erzbischof von Wien, 1933 Kardinal.
- ²⁷ Vgl. Dokumente 57 f.
- ²⁸ Wilhelm Berning (1877–1955), 1914 Bischof von Osnabrück.
- ²⁹ Vgl. B. Schneider, Die Briefe Pius' XII. an die deutschen Bischöfe 1939–1944 (Mainz 1966).
- ³⁰ Preysing an Pius XII., 6. März 1943. Vgl. B. Schneider 239 Anm. 1.
- ³¹ Bernhard Lichtenberg (1875–1943), 1931 Domkapitular, 1938 Dompropst in Berlin.
- ³² Vgl. W. Adolph, Hirtenamt 122.
- ³³ Vgl. W. Adolph, Kardinal Preysing 206.